

Endlich? Sagt's? Mal? Einer?

Akif Pirinçci hat mit seiner Schimpfkanonade „Deutschland von Sinnen“ einen Bestseller geschrieben. Dabei leidet der Autor offenbar an einer Art von Tourettesyndrom: zwanghafter Obszönität.

Akif Pirinçci hat sich einen Namen mit Kriminalromanen gemacht, in denen Katzen die Hauptrollen spielen. Soeben hat er die Bestsellerliste mit einer Anklageschrift gegen deutsche Zustände gestürmt. Pirinçci zufolge steht das von unfähigen Beamten, korrupten Politikern und feigen Bürgern geprägte Land kurz vor seiner vollständigen Verblödung durch linke Massenmedien, einer Machtübernahme des Islam wie (!) der Gleichstellungsbeauftragten, des Feminismus also, und der Lobbyisten abweichender Lebensformen. In Rezensionen ist von einem Skandal- und einem Hassbuch die Rede, die Namen „Hitler“ und „Breivik“ werden zum Vergleich aufgeführt. In den Kommentarspalten des Internets findet Pirinçci einige Unterstützung. Inzwischen ist sogar von einer Pirinçci-Debatte die Rede.

Eine Debatte mit Pirinçci jedenfalls wäre schwer. Sein Buch ist keine Einladung, über etwas zu streiten. An ein, zwei Stellen bezeichnet er seine Mitteilungen zwar als „Argumente“, aber eigentlich ist es mehr eine Schimpfrede, die er hält. Er will sich Luft machen, und der Zuspruch, den er erhält, zeigt, dass ihm das auch für andere gelungen ist. Verglichen mit Pirinçci, ist der häufig zum Vergleich herangezogene Thilo Sarrazin ein Muster an Gesprächsbereitschaft.

Was macht Pirinçci? Er nimmt Sachverhalte, die berichtet werden, und behauptet, dass sie nicht oder ganz falsch berichtet werden. Er nimmt Meinungen, die im Umlauf sind, und behauptet, dass man dafür gegrillt wird, wenn man sie äußert. Und er fühlt sich bestätigt, wenn jemand ihm widerspricht. Er redet über Leute („Wichser“) und Ansichten („Hirnschwund“), die ihm nicht passen, und setzt, wenn er über sie schreibt, Worte wie „verfickt“ davor oder „schwachsinnig“.

Dieses Land hat, sagt er, schöne Wälder, es trägt Europa, Spitzenerfinder leben von jeher in ihm. Aber es stellt auch Abtreibung straflos, in seinen Kneipen darf man nicht rauchen, es hat Medien, die sich zu viel mit dem „Abseitigen des Sex“ beschäftigen. Das alles macht Pirinçci wütend, und seine Liste ist noch viel länger. Der deutsche Staat sei ein „Raubtiersozialismusstaat“, jedem Doofen werde ein Einserabitur verschafft, seine Politiker seien verblödet – auch „versiffte“ – Hampelmann, die Politik, „von Gleichgeschlechtlichen geradezu infiltriert“.

Nun gibt es viele Diskussionen darüber, dass hierzulande die Steuersätze zu hoch sind, die Bürokratie überhandnimmt, das Bildungssystem die Abschlusszertifikate inflationiert und der Boulevard samt dem öffentlichen Fernsehen zivile Standards unterbietet. Das gilt auch für die Aggressivität, mit der sich religiöse Lobbys zuweilen äußern oder die in manchen Jugendmilieus handgreiflich wird. Ob das Strafrecht zu milde urteilt, die Polizei durchgriffenstark genug ist, wie fassadenhaft manche Gleichstellungspolitik bleibt, woher die hohen Scheidungsraten kommen – über all das wird gestritten. Insofern ist Pirinçcis Geste, es – „das ganze System ist für'n Arsch“ – müsse endlich

mal gesagt werden, und zwar von einem, der sich den Mund nicht verbieten lasse, genauso kindisch wie das Lob mancher seiner Leser, endlich sage es mal einer.

Denn dass es hier endlich einer sagt, ist nachweisbar falsch, das allermeiste, was Pirinçci vorbringt, ist längst gesagt. Dass es mal einer sagt, ist hochkomisch: Ganze Internetforen, ganze Zeitschriften, ganze Literaturlisten sind angefüllt mit seinen Protestmotiven. Wenn man den Blick ein wenig erweitert und sich von Pirinçcis Sorge um Deutschland nicht ablenken lässt, besteht seine Suada zu hohen Anteilen aus Versatzstücken der internationalen Schimpf-Essayistik.

Warum auch nicht, Surfen schützt vor Originalität. Fad also nur die Angeberei, die darin liegt, sich dafür mutig zu nennen, dass man in Richtung der politischen Gegner permanent den Mittelfinger ausstreckt. In Textform. Wenn Pirinçci an einer Stelle die Ingenieure und Naturwissenschaftler als die richtigen wertschöpfenden deutschen Männer im Unterschied zu den Bloß-Schwätzern aus den Geistes- und Sozialwissenschaften bezeichnet, wüsste man gern, wo in dieser Unterscheidung die Autoren von Katzenkrimis und Zeitdiagnosen Platz finden.

Interessanter ist, dass es hier auch nicht endlich mal irgendeiner sagt. Für sogenannte Skandalbücher ist es vielmehr ein günstiger Begleitumstand, wenn der Autor über *street credibility* verfügt: Eva Herman gegen den Feminismus, das SPD-Mitglied Sarrazin gegen familien- und bildungspolitische Umverteilung nach unten, der Migrantensohn Pirinçci gegen Integrationspolitik. Na klar, das ist der Traum eines Verlegers: Der Papst schreibt ein Buch gegen die Kirche, und Jens Weidmann beschimpft den Monetarismus.

Dass so etwas Kundschaft bringt, ist Pirinçci so wenig vorzuwerfen wie sein Erfolg. Aber dass es hier endlich mal einer sagt, ist falsch formuliert. Denn Pirinçci sagt es nicht, er geifert es. Geifert Sätze wie den, jeder Depp wisse, dass Eheleute nach zwei Jahren Ehe „geradezu nach einer Vergewaltigung betteln, weil im Bett nur noch tote Hose herrscht“. Über Homosexuelle, über die er mitteilt, sie zelebrierten am Christopher Street Day öffentlich exhibitionistischen Sex, befindet er, es sei, als habe „man diesen Leuten jene Hirnregio wegoperiert, die für Scham und Erkenntnis zuständig ist“.

Doch möchte Pirinçci wirklich eine Diskussion über Geschmack und Scham? Zu seiner Manier, um nicht zu sagen Manie gehört es – und wir bitten fürs unumgängliche Zitieren um Nachsicht –, hochfrequent Wörter wie Hurensöhne, ficken, Pimmel, Schwanz, Schwuchtel, knallen, lecken, Lesbentittengesage zu verwenden (die genannten stehen auf den ersten sieben Seiten). Ohne Religionskritik säßen wir „immer noch mittelalterlich in unseren Fäkalien“. Kirchentage sind „Schlafsaft-Fick-Events“. Oberstudienräte faselten, heißt es, wenn es um den Islam geht, etwas von Religionsfreiheit im Grundgesetz, während sie „gleichzeitig mit dem gruzenden Geifer eines Kinderfickers die Kinderfick-Machenschaften der Kirche“ anprangern. Auch bei der Frage nach den derzeitigen muslimischen Migranten ist Pirinçci nach ein paar Seiten wieder beim „schnellen Fick“, auf den manche anatolischen Jungs aus seien. Den Sieg der Amerikaner über den Irak kommentiert er mit „Na, wer hat den größeren Schwanz?“. Und auch wenn er progressive Einkommensteuern attackieren will, fallen ihm sofort Illustrationen ein, die in Beischlafphantasien mit F-Wort münden.

Nun, es liegt wohl ein urtümliches Vergnügen darin, so etwas hinzuschreiben. Und immerhin lässt Pirinçci den Leser damit von Beginn an nicht im Unklaren, woran er meistens denkt. Nur über das Autorenfoto im Umschlag haben wir uns schon gewundert: Er sieht gar nicht aus, als pubertäre er noch. JÜRGEN KAUBE



Ein Ich-in-der-Cloud-Moment: Der Musiker PeterLicht sucht im Konfettiregen nach Komplizen.

Foto Edgar Schoepel

Es gibt keinen Markt mehr für das, was er macht

Die Digitalisierung entzog PeterLicht die Existenzgrundlage, jetzt versucht er es mit Crowdfunding. Wie geht das?

„Das ist wahrscheinlich die Zukunft“, sagt PeterLicht, der Gesellschaftstheoretiker unter den Popkünstlern, der große Emphatiker des „Du musst dein Ändern leben“, der leichtfüßig zwischen Musik, Literatur und Theater hin und her springt, aber ausschließlich als Kunstfigur in Erscheinung tritt: „Man spendet sich. Und erhält Spenden. Alles ist Gabe.“

Wir sitzen im Hallmackerreuther, einem behaglich angelegtem Kölner Café. Und PeterLicht (auf die Zusammenschreibung legt er Wert) kündigt keine neue Platte an – die befindet sich noch im Entstehen –, sondern erzählt, wie die Digitalisierung ihm den Boden unter den Füßen wegog. Das „Fluchstück“ vom jüngsten Album darf man sich als Soundtrack dazu vorstellen: „Ich geb alles auf / Ich verflüssige mein Festes / Ich verkauf meine Sachen / Ich verflüchtige mich.“

Ein Bettler läuft die Tische ab. So ähnlich gehe es ihm, signalisiert mit einem Nicken PeterLicht. Allerdings ist sein Sammelbecher virtuell. Auf Startnext.de hat der Künstler ein Crowdfunding-Projekt initiiert, um ein Live-Album zu finanzieren, das seine Plattenfirma nicht hatte machen wollen. Und es läuft erstaunlich gut: Obwohl die Zeichnungsfrist noch bis zum 20. April andauert, sind die avisierten 19 500 Euro schon beisammen. Die meisten Geldgeber kaufen nach dem Subskriptionsmodell eine noch gar nicht existierende Platte. Aber es lässt sich auch für dreitausend Euro ein PeterLicht-Küchenkonzert sichern oder für zehntausend Euro der Original-Bürostuhl aus dem „Sonnendeck“-Video.

Bekanntheit ist Voraussetzung für diese Form des Kredits, daher lautet die wichtigste Währung, die überhaupt erst Zugang zu den boomenden Crowdfunding-Plattformen gewährt: Facebook-Freunde. PeterLicht hat davon 6800. Immer mehr Kreativ- und selbst Start-up-Unternehmen verschaffen sich ihr Kapital durch verteilte Kleinstkredite. Die Plattform „Kickstarter“ hat jüngst die magische Marke von einer Milliarde Dollar Crowdfunding-Investmentvolumen überschritten. Es gibt Anzeichen, dass sich die gesamte kramme Kulturszene auf dieses neue Finanzierungsmodell ausrichtet. Alle hoffen, dass die Crowd sie trägt. Auch wenn man bei PeterLicht nie ganz sicher ist, wo die Ironie beginnt, scheint

er von der Idee einer urdemokratischen Direktverschaltung mit den Fans tatsächlich angetan zu sein. Der unermüdete Medienkritiker – ein Schwarmdüschler?

PeterLichts Mitarbeiter gehen in Vorleistung, denn die Konzerte werden bereits mitgeschnitten, ein Werbefilm wurde produziert, alles aber erst einmal unfinanziert. Die eingeworbene Summe wird freilich kaum für eine echte Bezahlung reichen: Alle haben Freundschaftspreise angesetzt, die Selbstausbauzeit ist eingebaut. Erst wenn sich die Platte phänomenal verkauft, kann allmählich von einem Geschäftsmodell gesprochen werden.

Und das soll die Zukunft sein? Eine andere sehe er nicht: „Es gibt keinen Markt mehr für das, was ich mache.“ Sein Produkt sei zur Wolke verdampft. Er hascht in die Luft: „Hier ist sie, die Musik der Welt. Abrufbar mit unseren Geräten über Spotify, Simfy, Napster, und das im Prinzip umsonst. Sie kommt aus der Schwärze der Nacht, das hat in seiner Unfassbarkeit auch etwas Entsetzliches.“ Wer und was aber ist jene Crowd, auf die man als Kreative nun angewiesen ist? Ist es eine Herde? Kann man auf sie bauen? Wir beschließen, die Crowd zu suchen. Immerhin wissen wir, welche Adresse sie in Köln verschützen dürfte: den megainnovativen Rheinuhafen mit seiner Auftrumpfarchitektur.

Über den Eingang des Hafens aber wacht dracheneilig das Schokoladenmusem, dessen Schokoladenbrunnen PeterLicht an den Märtyrerbrunnen in Teheran erinnert. Als wäre es für uns inszeniert, wird hier just an diesem Tag ein Buch mit dem besoffenen Titel „Wo Macher Zukunft gestalten“ vorgestellt. Der Untertitel lautet „100 Jahre Deutsche Bank an Rhein und Ruhr“, ein bei der Deutschen Bank angestellter Historiker hat es geschrieben. Vielleicht ist einfach alles, also auch das Digitale, nur ein gigantischer Betrug, hinter dem das große Geld steht?

„Die Ironie“, sagt PeterLicht, „besteht darin, dass dasselbe System, das dich entzweit, dir auch wieder ermöglicht, von ihm zu leben.“ Aber ist Crowdfunding wirklich als generelles Kunstfinanzierungsmodell denkbar? Funktioniert es nicht nur, solange das Angebot nicht zu groß ist? Dass es Newcomer schwer haben dürften, gibt PeterLicht sofort zu. Überhaupt schlägt das Pendel nun in die

andere Richtung aus, kommt das Bedrohliche am *virtual turn* zur Sprache. Alles laufe auf ein Jüngstes Gericht zu. „Bei unseren Kindern, die ihr komplettes Leben im Digitalen verbracht haben werden, wird man jede Äußerung, jeden Sozialkontakt und jeden Standort rekonstruieren und gegen sie verwenden können. Das System ist unentrinnbar.“

Dieses Weltgericht, das zu Lebzeiten über die Menschen hereinbreche, werde allerdings im Dienst einer Instanz stehen, die damit ihr Geschäft betreibe. Aber will PeterLicht, der sich einen analogen Menschen nennt, den das Digitale entkerne, nicht selbst gerade Geschäfte machen im Netz? „Ja, ich schlage jetzt zurück.“ Dann, etwas ermatter: „Das ist der Zwiespalt, in dem ich mich befinde.“ Auch wenn er die dunkle Seite der Virtualisierung sehe, bleibe wohl nur, diesen Zustand einfach zu akzeptieren: „Wir müssen in diesem System unser Leben versuchen, denn wir haben keine andere Möglichkeit.“

Tütenweise Konfetti hat PeterLicht dabei. Er wirft es dem Fotografen entgegen: ein Ich-in-der-Cloud-Moment. Was uns dabei auffällt, ist die Leere um uns herum. Nur vereinzelt huscht eine Person durch die Schlucht zwischen den Büro-massiven aus vollvernetzten Arbeitsplätzen. Suchen wir am falschen Ort? Oder gerade am richtigen? „Die Crowd ist auf jeden Fall einsam“, konstatiert PeterLicht. Vor dem Endergerät sei man immer allein. Wo zwei Personen auf dieselbe Tastatur zugriffen, breche Chaos aus.

Die Crowd hat für PeterLicht etwas Anämisches. Das spricht für sie, denn darin unterscheidet sie sich vom herkömmlichen Mob: „Wenn ich in die Masse denke, dann hat die einen Geruch. Sie stinkt, ist assozial, aggressiv, gewalttätig, stellt sich breitbeinig hin und pisst die Leute an.“ Das Aufgehen in der Masse, das Elias Canetti so fasziniert hat, sei ihm immer fremd gewesen, sagt PeterLicht. Einmal aber habe er die große Verbrüderung doch erlebt, denn am 9. November 1989 sei er zufällig in Berlin gewesen. Die Crowd dagegen scheint immer auch etwas Hauptbeutes zu sein, eine erst im Nachhinein erkennbare Größe. Könnte sie Mauern überwinden? Genau das wird ihr ständig attestiert, ganze Regime soll sie gestürzt haben. Aber vielleicht existieren so viele Crowds wie Interessen. Bei

dem Einzelnen vor dem Apparat – PeterLicht nennt sich selbst als Beispiel – wachse derweil das Gefühl von Minderwertigkeit, weil die Kommunikation entgegen der allgemeinen Annahme viel komplizierter geworden sei. Man treffe selbst bei E-Mails kaum je den richtigen Ton.

Dass kein Weg zurück existiert, macht uns Petra Mertens deutlich. Ihr gehört ein bombensicherer Festungsbau, der inmitten der futuristischen Hafengebäude wie ein rettender Fels wirkt. Im Inneren, einer Goldschmiede, sieht es so gemütlich rumplig aus wie in jenen Refugien, in denen in Science-Fiction-Filmen die Guten wohnen: eine Bastion des analogen Lebens, um die herum das Yuppie-Luxusviertel entstanden ist. Aber das Geschäft laufe nicht, sagt Petra Mertens, der Verkauf des wertvoll gewordenen Gebäudes stehe bevor. Nun marschierten die Investoren auf, letzters erst drei Chinesen. Dass wir die Crowd suchen, sagen wir ihr, aber da kann sie uns auch nicht helfen: Mit dem da draußen habe sie nichts zu tun.

Und dann finden wir sie plötzlich, die Crowd. Sie sitzt beim Essen und wirkt – Smalltalk, Smartphone, alle Antennen auf Empfang – wie ein ganz normales Mittagspausen-Heer. Das Restaurant hat freilich seine eigenen Regeln: Die Bestellung wird auf eine eigene Kreditkarte gebucht, woraufhin man einen per Funk adressierbaren Apparat erhält, der irgendwann brummt und blinkt – man darf seine Portion abholen. Die Steuerung des Einzelnen funktioniert so effizient wie nie zuvor.

Als wir vom Essen aufschauen, ist die Crowd, wenn sie es denn war, bereits zerstoßen. PeterLicht erzählt von einer nackten Sängerin, die sich von ihren Fans die Haut hat bemalen lassen. Sie ganz hingeben, der Crowd rückhaltlos in die Arme werfen, das sei die Bewegung der Stunde. Spätestens jetzt hat man das Gefühl, in ein PeterLicht-Theaterstück geraten zu sein. Und so verschmilt-lässig wie etwa im „Sausen der Welt“ saust auch hier die Erkenntnis heran: Es könnte sich um eine Kreisbewegung handeln. Denn die Crowd, das sind immer nur wir. Die Suche nach ihr war eine Suche nach uns selbst. Crowdfunding wäre dann der alte poetische Versuch, sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen. Solange es funktioniert, fragt man besser nicht genauer nach. OLIVER JUNGEN

Geschmackssache

Ach bitte, ist das Unterkühlte dort vielleicht das Huhn?

Im neuen Bahnhofsgebäude von Lüttich ist ein Restaurant eingezogen, das an die großen gastronomischen Traditionen solcher Orte anknüpfen soll. Mit den Erwartungen umzugehen, ist nicht leicht.

Der neue Bahnhof Liège-Guilemins hat eine wahrlich spektakuläre Architektur. Wie ein Raumschiff scheint er in dem alten und nicht besonders attraktiven Lütticher Viertel gelandet zu sein, wo man jetzt, wo das Ufo nun einmal da ist, ein wenig ratlos über dessen städtebaulichen Anschluss wirkt. Als Besucher aus einem Land, in dem von Großbauten oft nur das technische Gerüst übrig bleibt, weil die Ästhetik auf dem Weg durch die Gremien auf der Strecke geblieben ist, staunt man aber über den 2009 eröffneten Bau von Santiago Calatrava wie weiland über das Centre Pompidou in Paris.

So luftig sich die Schalen über den Gleisen wölben und so ungeklärt manchmal

ist, ob man sich schon drinnen oder noch draußen befindet, so merkwürdig ist, was man an Funktionalem unter die Flügel geschoben hat. Darunter befindet sich so etwas wie die Wiederbelebung einer guten alten Idee, nämlich die einer gehobenen Bahnhofs-gastronomie. Dieses Etablissement trägt den adäquat schwungvollen Namen „Le Grand Café de la Gare“ und wird von Erick Lamarre betrieben, der mit seinem Restaurant „La Parmentière“ in der Innenstadt bekannt wurde. Das Ganze hat eine ziemliche Größe, eine kaum wahrnehmbare Unterteilung in Brasserie und Restaurant, eindrucksvolle Weinschränke und einen kleinen Bereich vor der offenen Küche, der einen Hauch von Robuchons „Atelier“-Atmosphäre besitzt. Nur nach oben darf der Blick nicht schweifen, weil allerlei roher Sichtbeton eher den Eindruck einer Baustelle als den einer ästhetischen Großtat ausstrahlt.

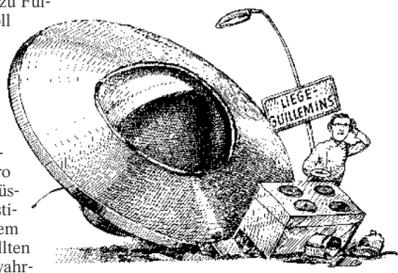
Das kulinarische Programm entspricht nicht der Architektur. Was immer hier auch von oben auf Lüttich gefallen sein mag: Es hat die alten Verhältnisse nicht wesentlich verändert. Das süffige belgische Programm ist da, und die eher älteren Herrschaften, die es sich mit routinier-

ter Selbstverständlichkeit bis auf den letzten Krümel einverleiben, sind es ebenfalls. Was also ist hier stärker? Die Architektur oder das Essen?

Die weitverbreiteten „Croquettes de crevettes gris“ entsprechen den weitverbreiteten Qualitäten, denen ganz allgemein eine etwas optimierende Hand guttäte. In dieser Form sind sie auf dem Weg zur reinen Banalität, zum Beispiel, weil die nach dem Anschnitt ausfließende Crevetten-Füllung unter klassisch-kulinarischen Gesichtspunkten eher ein Missbrauch dieser gar nicht mehr so billigen Nordsee-Garnelen ist. Immerhin sind die Proportionen von Kruste zu Füllung einigermaßen sinnvoll und die frittierten Petersilienstückchen klein und damit funktional.

Danach wird es abenteuerlicher: Beim gegrillten Schweinsfuß hätte man eigentlich angesichts des moderaten Preises von neun Euro schon nachdenklich werden müssen. Es erscheint ein sehr rustikal aussehendes Objekt, bei dem man vor lauter dunkel gegrillten Bröseln kaum anderes wahr-

nimmt. Das wiederum verursacht Probleme, weil der Fuß nicht entbeint ist, sondern sich in eine Unzahl von kleinen Knöcheln zerlegt hat, was zu forcierten archaischen Bemühungen führt. Der Geschmack der wenigen essbaren Stücke immerhin ist recht gut und lässt – wenn auch nur ganz kurz – an Brut-Versionen von Gerichten denken, die irgendwo und irgendwie eine eigene Ästhetik entwickeln könnten. Will man das nicht, bleibt der große Napf mit Sauce béarnaise auf dem Teller, dessen viel zu deutliche Estragon-Note ohnehin alles egalisiert.



Zeichnung Oliver Schell

Obwohl die Crew in der einsehbaren Küche nicht unbedingt überlastet wirkt, zeigt das Angebot leider auch die Convenience-Spuren, wie etwa bei der Perlhuhn-terrine mit Foie gras. Hier kann man wegen akuter Unterkühlung des Perlhuhns nur ahnen, um was es sich handelt. Serviert werden zwei Terrinenscheiben, die nach alter Tradition von einem Sellarie-salat und Brioche begleitet werden. Die Foie gras ist zur Mousse gestreckt und hat damit ebenfalls nicht alle möglichen sensorischen Eigenschaften. Ganz merkwürdig ist allerdings der Vollakkord, bei dem sich alle Teile gegenseitig aromatisch auszulösen scheinen. Dass das Absicht wäre und der Meister ein reines Texturgeicht kreieren wollte, mag man nicht unterstellen.

Wesentlich schwungvoller gelingt der flämische „Waterzwou de trois poissons“. Auch dieser Eintopf mit Dorade-, Lachs- und Kabeljaustücken ist nicht überragend, hat aber wegen der Fischqualität (vor allem beim Kabeljau) und einer guten traditionellen Cremesauce einen angenehmen Zusammenhalt. Die Sauce ist übrigens – Frankophile werden das kennen – von jener bürgerlich-französischen Machart, die man in Deutschland partout nirgendwo fin-

det. „La bouchée à la reine“ danach ist allerdings eine größere Enttäuschung. Präsentiert wird eine minimal dekonstruierte Variante, nämlich das ungefüllte Blätterteigtörtchen auf einer Unmenge von Pilz-Huhn-Zubereitung, dazu gibt es eine Schüssel landestypisch dicker Pommes frites und tatsächlich auch noch Mayonnaise. Wenn man das Gericht von den Pommes frites und der Mayonnaise her denkt und das Huhn als unwichtige Ergänzung sieht, geht es einigermaßen. Tatsächlich aber ist es schwach, weil das Huhn fade, leer und billig schmeckt. Warum die Kombination aus Blätterteig, Pilzen, Cremesauce und Huhn ein Klassiker werden konnte, wird nicht ersichtlich und ist damit jüngeren Gästen auch nicht vermittelbar.

Was neben den kulinarischen Realien in solchen Gastronomien zunehmend stört, ist die Tatsache, dass sie sich demonstrativ gegenüber der Moderne als Bewahrer des Wahren, Schönen und Guten verstehen. Das mag Ducas in seinen Pariser Bistros, im „Benoit“ oder „Aux Lyonnais“ oder „Allard“, schaffen, nicht aber eine Küche wie diese hier im „Grand Café de la Gare“, die die alten Traditionen mangels Qualität einfach nicht erreicht. JÜRGEN DOLLASE